

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Mut zur Erziehung“

Jugendliche mit einem Hang zur Gewalt fallen früh auf und suchen sich oft ähnliche Freunde. Die Psychiater Josef Sachs und Volker Schmidt setzen auf Prävention in der Familie.

und klopf. Der Nachbar heißt Phinneus Antonoffsky, er hat seine Beine bei einem Autounfall verloren und arbeitet als Konzeptkünstler. Eine Frau öffnet die Tür. Sie heißt Andy Logan, ist rotwangig und vielleicht Mitte fünfzig. Sie sagt, sie helfe Phinneus im Haushalt, sie kennen sich von Occupy Wall Street. Das Apartment ist größer als das von David Shea, in der Mitte sitzt Antonoffsky in seinem Rollstuhl und lächelt. Er trägt ein orangefarbenes T-Shirt, einen Bart und enggeflochtene Zöpfe, die in einem beinahe schwarzen Rotbraun gefärbt sind. Er verteilt Visitenkarten, auf denen kein Name zu sehen ist, sondern ein Bild. Er, an ein Kreuz gebunden, bärtig, einen riesigen Davidstern auf der Brust.

Antonoffsky wohnt seit 20 Jahren in Penn South, seine Großeltern waren schon hier, als JFK den Komplex eröffnete. Sie waren Textilarbeiter von der Lower East Side.

Sein Fall liegt etwas komplizierter. Antonoffsky soll zwar ebenfalls sein Apartment verlassen, aber dass auch er an Touristen untervermietet, weiß die Hausverwaltung noch gar nicht. Er ist zwei zivilen Drogenpolizisten auf den Leim gegangen. Er hat ihnen ein bisschen Gras verkauft und ein paar Pilze.

„Das Gras war nicht das Problem“, sagt Antonoffsky. „Es waren die Pilze.“

David Shea nickt.

„Ich organisiere eine Sammelklage“, sagt die Frau. „Die Gründe, die sie nennen, sind ja nicht die wahren Gründe. Es geht um Geld. Sie wollen Bewohner, die höhere Anteile bezahlen können.“

Andy Logan sagt, sie kenne mindestens zehn Bewohner von Penn South, die ihre Wohnungen räumen müssten. Einer davon sei Rabbi Goldstein, der in den siebziger Jahren für sexuelle Befreiung an der Columbia University gekämpft hatte. Er sei gerade auf dem Weg zu einer lesbischen Trauung in den Catskills. Sie bittet alle auf die Terrasse, um den Wohnblock zu zeigen, aus dem der Rabbi vertrieben werden soll.

Andy, David und Phinneus stehen im New Yorker Himmel, die Wolken rasen über ihren Köpfen, die Stadt dort unten schreit. Für einen Moment hat man den Eindruck, in einen Paul-Auster-Roman geraten zu sein.

Eine New Yorker Geschichte. Es ist das, was Leute wie David Shea anzubieten haben. Und es ist wohl auch das, was die Welt immer wieder in dieser wunderbaren Stadt sucht. Wir vermitteln keine Räume, sondern Erfahrungen, sagt Airbnb. Sie arbeiten jetzt nicht mehr mit David Shea zusammen.

Sachs, 65, ist Chefarzt an der Klinik Königswalden und Gründungspräsident der Schweizerischen Gesellschaft für Forensische Psychiatrie. Schmidt, 40, ist Leitender Arzt des Fachbereichs Forensik im Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst Solothurn.

SPiegel: Herr Sachs, Herr Schmidt, Sie schreiben in Ihrem neuen Buch, dass sich Politik und Gesellschaft zu sehr mit spektakulären Verbrechen beschäftigten und zu wenig mit der alltäglichen Jugendgewalt*. Was meinen Sie damit?

Sachs: Dass Amokläufe oder Totschlag in der U-Bahn gewaltige Aufmerksamkeit erfahren und Politiker aufgrund solcher Verbrechen Gesetze ändern oder Maßnahmen beschließen. Viel zu wenig geht es um die üblichen Schlägereien vor den Discotheken und in gewissen Wohnvierteln, um die Angst, die viele Jugendliche empfinden, wenn sie am Wochenende nach der Party nach Hause gehen. Wir sprechen von Gewaltkonsum und Einschüchterungen im Internet und von einer wachsenden Abstumpfung gegen Gewalt in bestimmten Milieus.

SPiegel: Hat diese Gewalt zugenommen?

Sachs: Das kommt darauf an, über welchen Zeitraum Sie vergleichen. In der Jungsteinzeit starb die Hälfte der jungen Männer daran, dass ihnen der Schädel eingeschlagen wurde. Im Vergleich dazu sind wir heute gut dran. Aktuelle Statistiken zeigen, dass die Zahl der Vorfälle zwar sinkt, aber gleichzeitig die Brutalität zunimmt. Das lässt sich etwa an den Erhebungen der Notaufnahmen über jene Verletzungen ablesen, mit denen Jugendliche am Wochenende eingeliefert werden. Schwere Gesichts- und Oberkörperverletzungen kommen häufiger vor.

Schmidt: Die Jugendgewalt nimmt zyklisch zu und ab. Neu ist aber, dass sich Alltagsgewalt bei einer bestimmten Gruppe Jugendlicher verfestigt. Bei ihnen ballen sich die Risikofaktoren, in den Familien und im Wohnumfeld.

SPiegel: Welche dieser Faktoren müssen zusammenkommen, damit aus einem Kind ein notorischer Gewalttäter wird?

Schmidt: Die Jugendlichen stammen häufig aus zerrütteten Familien, wo beispielsweise der Vater schon kriminell ist oder gewalttätig, die Mutter depressiv und überfordert, wo die Eltern den Nachwuchs erzieherisch verwahrlosen lassen. Diese Kinder fallen schon im Kindergarten oder in der Grundschule negativ auf, indem sie andere Kinder quälen oder im Unterricht stören. Sie haben eine niedrige Frustrationstoleranz und reagieren unberechenbar. Ihr schlechtes Selbstwertgefühl verstärkt sich durch Misserfolge in der Schule. Bestätigung suchen sie im Verbund mit anderen schwierigen Kindern oder Jugendlichen.

SPiegel: Es ist also kein Zufall, wenn ein Kind sich Freunde sucht, die ebenfalls problematisch sind?

Schmidt: Nein. Leider ziehen Kinder mit einem ungünstigen genetischen und familiären Erbe und einer solchen Sozialisation andere Problemfälle an wie ein Magnet. Die Forschung spricht von einer ungünstigen Kovariation zwischen Genen und Umwelt.

SPiegel: Ein erheblicher Teil aller Jugenddelikte wird von wenigen Intensivtätern begangen. Was unterscheidet diese von anderen Heranwachsenden, die einmal eine Dummheit anstellen?

Schmidt: Intensivtäter haben häufig emotionale Defizite. Sie sind zum Beispiel nicht fähig zur Reue. Immer geben sie



Video: Alexander Osang über New Yorks Mietmarkt

spiegel.de/app182014airbnb
oder in der App DER SPIEGEL

* Josef Sachs, Volker Schmidt: „Faszination Gewalt. Was Kinder zu Schlägern macht“. Orell Füssli Verlag, Zürich; 224 Seiten; 22,95 Euro. Erscheint diese Woche. Das Gespräch führten die Redakteure Jan Friedmann und Cordula Meyer in Brugg, Schweiz.



Ärzte Schmidt, Sachs



Videobild eines Angriffs in der Münchner U-Bahn 2007

anderen die Schuld. Viele sind kalt und gefühllos, das sind Vorstufen von psychopathischen Persönlichkeitsmerkmalen. Sie suchen starke Stimuli, etwa indem sie Horrorfilme schauen, Schlägereien anzetteln oder ohne Führerschein Papas Auto für eine Spritztour nehmen. Einen solchen Jungen hatte ich gerade in Therapie, der hatte bei einer solchen Tour eine Passantin totgefahren.

SPIEGEL: Wie hat der Jugendliche reagiert, tat es ihm wenigstens leid?

Sachs: Dahin zu kommen ist ein Ziel der Therapie. Aber solche Kinder spüren sich ja nicht einmal selbst, das ist ganz wörtlich gemeint. Sie sind sehr schmerzempfindlich und merken zum Beispiel nicht, wenn es draußen zu kalt ist, um nur ein T-Shirt zu tragen. Sie empfinden kaum Freude oder Trauer, alles bleibt an der Oberfläche.

SPIEGEL: Wie groß ist der Anteil jugendlicher Schläger, die Sie als psychisch krank bezeichnen würden?

Schmidt: Je nach Studie haben 60 bis 90 Prozent psychische Auffälligkeiten, zum Beispiel ADHS, Depressionen oder Persönlichkeitsstörungen. Gerade Depressionen werden als Auslöser verkannt, denn sie äußern sich im Jugendalter anders als bei Erwachsenen. Solche Jugendlichen fühlen sich schnell provoziert und rasten schnell aus. Das soll nicht heißen, dass wir die Taten entschuldigen. Aber es legt nahe, dass Therapien zukünftige Delikte effektiver verhindern als Strafen allein.

SPIEGEL: „Gewalt entsteht im Kopf“, lautet eine These Ihres Buches. Wie genau?

Sachs: Nach meiner Erfahrung passieren schwere Gewalttaten nicht aus heiterem Himmel. Die Tat hat Vorläufer in der Phantasie, weil die Jugendlichen sie in Gedanken durchspielen. Diese Gewaltphantasien senken die Hemmschwelle.

SPIEGEL: Entwickeln sich solche Phantasien durch Horrorfilme und Ballerspiele?

Schmidt: Es kommt darauf an, wer solche Spiele spielt. Ein psychisch gesunder Jugendlicher aus einer ihm zugewandten Familie wird nicht zum Gewalttäter, weil er am Wochenende vier Stunden lang „Call of Duty“ spielt. Hingegen gibt es eine Gruppe von Kindern, die womöglich Gewalt schon in der Familie mitbekommen haben. Sie sind anfälliger für solche Spiele. Das Fatale ist: Kinder, die zu Aggressionen neigen und denen diese Spiele wirklich schaden, spielen sie besonders gern.

SPIEGEL: Was ist zuerst da?

Schmidt: Die Veranlagung zur Aggression. Aber man darf nicht vergessen, dass sich sogenannte Ego-Shooter wie Hollywood-Blockbuster verkaufen und sehr viele Kinder diese Spiele konsumieren. Es gibt Studien, die zeigen, dass starker Konsum von solchen Spielen aggressives Verhalten befördern kann.

SPIEGEL: Wenn solche Spiele also nicht der Ursprung gewalttätigen Verhaltens sind: Wo liegt die Ursache dann?

Schmidt: Häufig ist die emotionale Bindung zwischen Eltern und Kind über ei-

nen langen Zeitraum gestört. Oder die Eltern haben Erziehungsstile, die sich ungünstig auswirken. Der eine ist der rigide, drohende, mit Körperstrafen. Dieser Stil fördert eher Aggressionen beim Kind, als dass er sie verhindert. Auch der alles gewährende Laisser-faire-Stil ist ungünstig, er kann zur Vernachlässigung führen und Vandalismus, Eigentumsdelikte oder Drogenkonsum begünstigen. Das Schlimmste ist, wenn Eltern ihr Kind zuerst verprügeln und dann zwei Wochen lang ignorieren. Dann bekommt das Kind überhaupt keinen Kompass mit.

SPIEGEL: Kann umgekehrt gute Erziehung Jugendgewalt verhindern?

Sachs: Kleine Kinder von drei oder vier Jahren sind sehr gewaltbereit. Die kratzen, beißen, schlagen. Nur stört das niemanden, weil die Kleinen keine Körperkraft haben. Aber ohne Erziehung würden die so weitermachen.

Schmidt: Richtige Erziehung bringt den Kindern gewalthemmendes Verhalten bei: Mitleid oder die Fähigkeit zum schlechten Gewissen sind anerzogen. Deshalb brauchen Eltern Mut zur Erziehung. Sie müssen mit ihren schwierigen Teenagern in Kontakt bleiben und darauf achten, wie und mit wem die ihre Zeit verbringen.

SPIEGEL: Heißt das, Eltern sollen dem Kind den Umgang mit den falschen Freunden verbieten?

Sachs: Besser als Verbote funktioniert es, den Jugendlichen neue Freizeitmöglichkeiten zu eröffnen. Also das Angebot er-



ERNEST WIRBA / MAURITIUS

Chor in Dresden: „Jugendliche brauchen Stimulation“

weitem, nicht einschränken. Eine wichtige Wurzel der Gewalt ist Langeweile. Vor allem während der Pubertät brauchen Jugendliche Stimulation, sie wollen Adrenalinschübe empfinden und etwas bewirken. Sonst provozieren sie Situationen, in denen sie diese Stimulation erhalten.

SPIEGEL: Welche Angebote funktionieren?

Schmidt: Ganz simpel: Sport, Musizieren, Singen. Ja, tatsächlich: Musizieren wirkt sich positiv auf die Gehirnentwicklung aus. Es hilft einem Kind, sich zu konzentrieren, Selbstdisziplin zu entwickeln. Es ist auch wichtig, viel mit den Kindern zu reden, damit sie lernen, ihre Gefühle in Worte zu fassen. Es ist wirklich so: Wer sich schlecht ausdrücken kann, schlägt auch schneller zu.

SPIEGEL: Ein 14-Jähriger, der nur noch vor dem Computer sitzt und als Ego-Shooter herumballert, wird sich kaum überzeugen lassen, ein Musikinstrument zu lernen.

Sachs: Dann haben es die Eltern leider vorher versäumt, ihm andere Hobbys nahezubringen, die ihn interessieren könnten. Das lässt sich später nur schwer nachholen, während der Pubertät sind Jugendliche nun einmal schwer motivierbar. In der Therapie raten wir Eltern oft, mit ihren straffälligen Jugendlichen etwas gemeinsam zu unternehmen, in die Natur zu gehen, dafür zu sorgen, dass sich die Kinder körperlich austoben. Außerdem haben Eltern und Sohn dann gemeinsamen Gesprächsstoff jenseits der Probleme. Die Probleme, zum Beispiel überbordenden Internet-, Drogen- oder Alkoholkonsum, sollten Eltern höchstens alle 14 Tage ansprechen.

SPIEGEL: So selten?

Sachs: Ja. Sonst empfinden Jugendliche das als Schallplatte und hören nicht mehr hin. Meist geht es um Fernsehen, Ausgehen, Geld, Internet: Das sind in der Regel auch die Auslöser, wenn Kinder gewalt-

tätig gegen ihre eigenen Eltern werden. Ich habe schon mehrere solcher Fälle in Therapie oder zur Begutachtung gehabt.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

Sachs: Da war ein Vater, Polizist von Beruf, den der eigene minderjährige Sohn regelmäßig verprügelt hat. Doch der Vater erstattete keine Anzeige, weil er fürchtete, dass Vorgesetzte ihm seinen Beruf nicht mehr zutrauen könnten. Der Sohn hat die Eltern dann regelrecht ausgenommen, er hat nicht gearbeitet und stattdessen Drogen konsumiert. Einmal ist er sogar mit einer Weste auf die Polizeistation gegangen, auf der stand „Fuck the police“, um den Vater zu provozieren. Mittlerweile ist der Sohn gestorben, an einer Überdosis.

Schmidt: Das sind häufig Fälle, in denen eine Hierarchieumkehr stattgefunden hat. Ich hatte neulich eine alkoholranke Mutter, die regelmäßig von ihrem 16-jährigen Sprössling verprügelt wurde, wenn sie ihm etwas verbot. Ich habe empfohlen, den Jugendlichen in einem Heim unterzubringen. Darüber war auch die Mutter erleichtert, sie hatte Angst vor ihm.

SPIEGEL: Meistens sind Vater oder Mutter allerdings wenig begeistert, wenn Ämter in das Familienleben eingreifen. Wie erreicht der Staat Eltern, die überfordert oder erziehungsunwillig sind?

Sachs: Er darf ruhig ein bisschen Hilfe aufdrängen und sollte ein erstes Nein nicht unbedingt akzeptieren. Wir wissen, dass frühe Elternarbeit sehr wirksam ist, dennoch scheuen wir uns, in die Sphäre der Familien einzudringen.

SPIEGEL: Welche Rolle muss die Schule dabei spielen?

Sachs: Ich bin zurückhaltend damit, den Schulen weitere Aufgaben aufzubürden. Sie haben schon genug zu leisten. Die Schule kann aber die Funktion eines Frühwarnsystems übernehmen.

SPIEGEL: Wie stellen Sie sich das vor?

Sachs: Grundschul- und Unterstufenlehrer sind häufig die besten Prognostiker. Sie sehen das Kind regelmäßig, aber sie sind nicht so befangen wie die Eltern oder so weit weg wie Schulpsychologen und Therapeuten. Wenn ein Kind durchgängig lügt, stiehlt oder schlägt, dann sollten die Lehrer Alarm schlagen.

Schmidt: Die Straftäter, mit denen ich zu tun habe, waren friedlicher in jenen Jahren, in denen sie ein gutes Verhältnis zu ihrer Lehrerin oder ihrem Lehrer hatten. Der Lehrer als Bezugsperson kann erstaunlich viel Orientierung und Sicherheit bieten. Nur leider nehmen sich Lehrer heute zu wenig Zeit für diese wichtige Beziehungsarbeit, sie verstehen sich nicht mehr als Autorität in der Erziehung.

SPIEGEL: Worauf führen Sie das zurück?

Schmidt: Das ist eine Folge politischer Entscheidungen. In Zeiten von Pisa wird den Schulen nahegelegt, dass sie sich auf Kernaufgaben zu konzentrieren hätten, auf Wissensvermittlung und auf Unterricht. Dabei sind gewaltbereite Kinder, die zumeist intellektuelle Probleme haben, viel besser über eine persönliche Beziehung erreichbar als über den Schulstoff.

SPIEGEL: Wenn die Prävention nicht funktioniert hat und ein Kind zum Täter wird: Welche Rolle sollten Strafen spielen?

Sachs: Strafe allein bringt zumeist nichts, durch Strafe verändert sich kaum ein Jugendlicher. Im Gefängnis wird er womöglich durch andere Insassen weiter kriminell sozialisiert. Viele brüsten sich mit ihrer Knasterfahrung, ahmen Vorbilder aus dem Gangsta-Rap nach.

Schmidt: Da heißt es dann: Im Knast ist es chillig, da gibt es einen Fernseher, da musst du nur die Zeit absitzen. Sonst lassen sie dich in Ruhe.

SPIEGEL: Was schlagen Sie stattdessen vor?

Sachs: Man muss auch versuchen, die Jugendlichen therapeutisch und pädagogisch zu erreichen. Das Schweizer Jugendstrafrecht schaut nicht so sehr auf die Tat als vielmehr auf den Täter. Die Richter sprechen weniger Gefängnisstrafen aus als in Deutschland. Dafür verordnen sie eher Therapien und erzieherische Maßnahmen, das ist hierzulande bis zum 25. Lebensjahr möglich. Mit einer Therapie kann sich auch keiner brüsten: „Ey Alter, hab ich voll die krasse Therapie gemacht.“ Das funktioniert nicht.

SPIEGEL: Reichen solche Sanktionen?

Sachs: Die Höhe der Strafe ist nicht entscheidend. Es geht darum, dass sie rasch nach der Tat kommt, denn Jugendliche denken sehr kurzfristig. Langfristig sollten wir die Maßnahmen daran messen, ob es gelingt, die negative Entwicklung eines Jugendlichen zu stoppen. Die Rückfallquote in der Schweiz ist jedenfalls deutlich niedriger als in Deutschland. Und das liegt nicht an den Schweizern, sondern am Strafrecht.

SPIEGEL: Herr Sachs, Herr Schmidt, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.